

Kurzvortrag:

Einem Kind aus Liebe das Leben schenken, setzt Glauben voraus.

Diesen weitergeben. Versprechen der Eltern bei Erstkommunion.

Liedprobe

Technische Mitteilungen

Die Elternabende bzw. -gespräche waren durchwegs sehr fruchtbar und wirkten sich auch spürbar auf das Interesse und das Verständnis der Kinder in der Vorbereitung aus. Vor allem bewährte es sich, daß die Eltern genau wußten, was in den einzelnen Stunden der Kinder besprochen wurde.

Teodoro Helmut Rohner

Vom Sakramentenempfang als „Pflichterfüllung“ zu den Basisgemeinschaften

Erfahrungen aus der brasilianischen Basis

Sind Basisgemeinschaften nur theoretisches Geschwätz, oder sind sie tatsächlich die Chance für die Kirche und für die Menschen in vielen Ländern insbesondere der Dritten Welt? Auch der Verfasser glaubt, daß eigentlich erst zaghafte Versuche gemacht wurden und daß sie zudem den Christen von den Kirchenleitungen mehr oder weniger aufgedrängt wurden. Sein eigener Bericht zeigt aber, wie lebendig und lebensnah solche Basisgemeinschaften sind, wengleich sie noch stärker von der Basis her entstehen könnten und sollten. — Wie die Beiträge von F. Lobinger¹ mündet auch dieser Bericht in die Forderung nach der Priesterweihe der besonders geeigneten und fähigen Gemeindeleiter. red

In Europa denkt die Kirche trotz des vielbeschworenen „Priestermangels“ immer noch äußerst klerikal. Es wird auch noch sehr allgemein angenommen, daß nur aka-

¹ „Die Gemeinde kann mehr leisten als wir meinen. Gemeindemodelle in Südafrika“ sowie „Die Weihe bewährter Laien für den priesterlichen Dienst“, in: *Diakonia* 6 (1975) 131 ff und 257 ff.

demisch gebildete Priester für die Kirche unserer Tage brauchbar seien. Eine solche Sicht verbaut den Horizont für das rechte Verständnis dessen, was heute in Südamerika im Werden ist. Ganz anders ist die Situation in Lateinamerika.

Im folgenden biete ich weder eine theoretische Analyse der Basisgemeinschaften noch eine Darstellung verschiedener, bereits verwirklichter Typen von Basisgemeinschaften. Ich versuche vielmehr, konkret zu schildern, wie die bereits bestehenden Basisgemeinschaften in dem von uns seit 4 Jahren betreuten Gebiet *in der Praxis* aussehen.

I. Entstehung der Basisgemeinschaften in unserem Gebiet

Das Gebiet und seine Bewohner

Wir, ein katholischer Priester, eine Pastoralhelferin und eine evangelische Diakonisin haben ein Gebiet von etwa 590 km² im Innern des Staates Maranhão, im unterentwickelten Nordosten Brasiliens zu betreuen. Die Bevölkerung des Gebietes zählt ungefähr 30 000 Einwohner. Davon leben 4—5000 in der — sehr ländlichen — Stadt und die übrigen 24—25.000 in etwa 60 kleinen Dorfsiedlungen auf dem Lande. Die Wegverhältnisse sind katastrophal. Das Bildungsniveau ist äußerst niedrig, nur ein sehr geringer Prozentsatz der Bevölkerung ist alphabetisiert. Etwa 90% aller Einwohner sind verschuldete Reisbauern, die zwar selbständig arbeiten, aber kein eigenes Land besitzen. Der Rest sind Händler, Viehzüchter, Handwerker, Beamte und Politiker.

Der neue Anfang — Ungenügen an der „desobriga“, der Pflichtentledigung bezüglich der Sakramente

Schon lange empfanden die italienischen Kapuziner, die unser Gebiet jährlich einmal besuchten, die traditionelle „desobriga“ als unzulänglich. „Desobriga“ bedeutet, sich einer Pflicht zu entledigen: Die Gläubigen entledigten sich der Pflicht des jährlichen Sakramentenempfanges, und der Priester entledigte sich der Pflicht der Sa-

kramentenspendung. Ein Brasilianer entledigt sich jedoch selbst einer Pflicht in sehr froher Form. Das Ganze war also ein großes Volksfest, an dem alle begeistert teilnahmen. Viel Lärm und Krach, Treffen alter Freunde, fröhliches Beisammensein, schöne Kleider, Zuckerschnaps und Festessen machten diese „Pflichterfüllung“ jedem schmackhaft und brachten eine sehr erwünschte Abwechslung in den sonst so eintönigen Alltag. Streit zwischen betrunkenen, stets mit Buschmessern bewaffneten Männern entsprach durchaus der Sensationslust der Massen. Trotzdem bereiteten oft ein oder zwei Tote mit aufgeschlitztem Bauch der frohen „Pflichterfüllung“ ein jähes Ende.

Der Wunsch der Patres — nicht des Volkes — nach etwas *Kontinuierlichem*, nach mehr *Evangelisation*, nach christlichen *Gemeinschaften* und christlichem *Zeugnis* im Leben, führte zur Gründung der ersten Basisgemeinschaften in den größten bzw. aktivsten Ortschaften.

Die Ausgestaltung

Mein Vorgänger ging, auch in Teamarbeit mit zwei Laienhelferinnen, an die systematische Gründung von Basisgemeinschaften, wo immer sich eine Möglichkeit dafür bot. Er suchte zunächst nur einen „dirigente“, d. h. einen *Leiter*, der im Anfang nur die Aufgabe hatte, sonntags einen Wortgottesdienst nach vorgegebenem Schema zu feiern. Spätere Kritiker meinen, es sei falsch gewesen, bei der Kultgemeinschaft zu beginnen. Es ist jedoch eine unumstößliche Tatsache, daß der Kult der einzige im Volk bereits vorhandene und vom Volk verstandene Ansatzpunkt war. Mildere Kritiker meinen, die ersten Basisgemeinschaften hätten schon Kultgemeinschaften sein dürfen, aber nicht ausschließlich. Wer so redet, meint, Entwicklungsetappen könnten übersprungen werden. Das ist zumindest bei sehr einfachen Leuten aus bäuerlichem Milieu unmöglich.

Bald stellte mein Vorgänger dem Leiter andere Mitarbeiter mit klar umrissenen Aufgaben zur Seite. Der „orientadore“, der *Erwachsenenkatechet*, soll im Sonntagsgottesdienst die Bibeltexte vorlesen und, wenn

er dazu instande ist, erklären. Ein Mädchen oder eine Frau soll als „catequista“, als *Kinderkatechetin*, jeden Sonntag den Kindern Religionsunterricht geben. Ein „zelador“ oder *Kapellenbauer und -erhalter* sollte sich um den Bau oder die Instandhaltung einer bereits vorhandenen Kapelle kümmern. Die meisten dieser Kapellen dienen gleichzeitig als Schulräume für Erwachsenenalphabetisierung. Diese Idee stieß zunächst auf den Widerstand des Volkes, weil dieses gelehrt worden war, die Kapelle als sakralen Raum zu betrachten bzw. weil der Sinn für das Sakrale sehr tief im Volk verwurzelt ist. Da jedoch dasselbe Team die Basisgemeinschaften gründete und eine systematische Alphabetisierungskampagne durchführte, wurde dieser Widerstand relativ leicht aufgegeben. Der „zelador“ hat auch *weibliche Kolleginnen*, die „zeladoras“, die die Kapelle ausschmücken und für den Gottesdienst vorbereiten. Auch *Gastgeber* (hospedeiro) für das pastorale Team und andere Besucher zu sein wird als eigenes Amt betrachtet, das jede Basisgemeinschaft braucht. Durch die Ausbildung von „*Freiwilligen des ländlichen Gesundheitsdienstes*“ (kurz „voluntários de saúde“ genannt) wurde das Fehlen ärztlicher Assistenz und die Ausbeutung durch Apotheker und ambulante Medikamentenverkäufer gemildert. Viele Basisgemeinschaften haben einen *Verwalter* (tesoureiro) ihres winzigen Budgets. Einzelne leisten sich sogar den Luxus eines *Sekretärs*.

Ohne Unterstützung von seiten der ganzen Basisgemeinschaft kann keines dieser „Ämter“ gut ausgeübt werden. Um diese aktive Mitarbeit aller — auch der Abgestandenen oder Uninteressierten — bemühen sich, sozusagen an der Basis der Basis, die *Berater* (conselheiros). Sie übernehmen eine besondere Verantwortung für 10 Familien, die in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft wohnen. Es ist klar, daß selten eine Basisgemeinschaft auf ihrem ganzen Gebiet aktive „Berater“ hat. Schwache oder von Dorfpatriarchen geleitete Gemeinschaften neigen auch zu unerwünschter Anhäufung mehrerer der oben angeführten „Ämter“ in der Hand eines einzelnen.

Der Gemeinschaftsrat (Coselho comunitário)

Jeder, der eine besondere Aufgabe übernehmen soll, muß von der Basisgemeinschaft *gewählt* werden. Die Wahl findet normalerweise unter der Leitung des Priesters bzw. des pastoralen Teams statt. Die Methode ist einfach:

1. Aufstellen von Kandidaten.
2. Gelegenheit zu freier Meinungsäußerung.
3. Befragung der Kandidaten, ob sie ihrerseits bereit seien, das Amt anzunehmen.
4. Befragung der versammelten Basisgemeinschaft. Wahl durch Zählen hochgehobener Arme. Wer die meisten Stimmen erhält, ist gewählt und wird gefeiert.

Alle erwähnten Aufgaben werden *ehrenamtlich* übernommen. Niemandem erwachsen daraus materielle Vorteile.

Der Gemeinschaftsrat soll sich monatlich einmal zu einer *Besprechung* der anliegenden Probleme versammeln. Da die Reibauern unserer Gegend früher jedoch nie Versammlungen organisiert oder an Versammlungen teilgenommen haben, brauchen sie dazu jeden Monat eine Anleitung. Diese erhalten sie vom pastoralen Team zusammen mit dem *Monatsbrief*, den irgend ein Vertreter (oft der Leiter selbst) am Markttag, wenn er sowieso in die Stadt geht, im Pfarrhaus abholt. Tüchtige Basisgemeinschaftsleiter und das pastorale Team wissen solche mehr oder weniger *regelmäßige, persönliche Kontakte* sehr zu schätzen und nützen sie aus, um Informationen oder Ratschläge zu erhalten.

Ausbildungsmethode

Die besondere Eigenart unserer Basisgemeinschaften zeigt sich in erster Linie bei der Ausbildungsmethode der verschiedenen Mitglieder des Gemeinschaftsrates. Sie werden nicht für längere Zeit aus ihrer Gemeinschaft und ihrem Familien- und Arbeitsleben herausgeholt, um nachher „geschult“ wieder dorthin zurückzukehren. Sie nehmen an ein- bis zweitägigen Begegnungen und kurzen — 3—4 Tage oder höchstens eine Woche dauernden — Kursen teil. Dadurch sind sie den andern nur um eine halbe Nasenlänge voraus und können nie

verächtlich auf die andern herunterschauen. Eine vom kollektiven Fortschritt isolierte, individuelle „Promotion“ ist bei dieser Methode ausgeschlossen. Bei der Übernahme seiner Aufgabe verlangen wir nur vom Erwachsenenkatecheten, von der Kinderkatechetin und vom Freiwilligen des Gesundheitsdienstes elementare Lesekenntnisse. Jeder kann und soll in der Ausübung seines „Amtes“, *in und mit der Gemeinschaft* zusammen wachsen und sich vervollkommen. Durch die Gründung von Basisgemeinschaften gelingt der Kirche etwas, was in unserer Gegend einzig dasteht: es beginnt erstmals eine Solidarität zu wachsen, die nicht auf der Blutsverwandtschaft beruht. Es handelt sich dabei auch nicht nur um ein Solidaritätsgefühl, sondern um eine neue Lebensweise. Der einzelne, der an einem Kurs teilnimmt, tut dies als Vertreter seiner Gemeinschaft, die sich im allgemeinen auch an eventuellen damit verbundenen Auslagen beteiligt. Was der einzelne im Kurs gelernt und somit der Gemeinschaft voraus hat, stellt er — im doch recht oft verwirklichten Idealfall — sofort wieder zum Nutzen aller in den Dienst der Gemeinschaft.

II. Heutige Lage und Neuausrichtungen

Die Tatsache, daß ich in den vorangegangenen Abschnitten von der Mitvergangenheit allmählich in die Gegenwart übergang, ist dem aufmerksamen Leser wohl aufgefallen. Es bedeutet, daß wir unsere Tätigkeit nicht mit tiefschürfenden Änderungen begonnen haben. Die Struktur der Basisgemeinschaften haben wir einfach übernommen und, wo es ging, verstärkt und weiterentwickelt. Mit der Zeit ergaben sich jedoch neben kleinen Abänderungen auch einige nicht gerade unbedeutende Neuausrichtungen.

1. Mehr von der Basis her

Wie ich erwähnt habe, entsprach die Gründung von Basisgemeinschaften den Wünschen der Hierarchie und nicht des Volkes. Auch heute noch lehnen die lauen und die traditionsverhafteten Katholiken das „neue Gesetz“, wie sie es ausdrücken, ab und

sehen sich nach dem „alten Gesetz der Pflichtentledigung“. Den Lauen gefällt nicht, daß von ihnen in der und durch die Basisgemeinschaft etwas verlangt wird. Die — übrigens bei uns recht seltenen — traditionsgebundenen Katholiken bedauern, daß sich in der Kirche etwas geändert habe. Eine beträchtliche Mehrheit sieht jedoch die großen Vorteile, die die Erneuerungen des II. Vatikanischen Konzils und die Gründung von Basisgemeinschaften mit sich brachten. Trotzdem reden auch die, die sich positiv dazu stellen, weiterhin vom „neuen Gesetz“. Wir hassen diesen unschönen Ausdruck, aber das Volk hat recht, denn wie einst das Alte, so wurde ihm auch das Neue von außen aufgedrängt. Erst nach dem bereits gefaßten Entschluß, Basisgemeinschaften zu gründen, wurde dem Volk die Möglichkeit gegeben, die Weiterentwicklung weitgehend mitzubestimmen.

In diesem Punkt vollzogen wir daher eine ziemlich große Wendung. Wir wollten unsere Arbeit mehr von der Basis her aufbauen, mehr auf das Volk hören, schauen, was das Volk an Christlichem bereits besitze, was für Tendenzen, Stärken oder auch berechnete Einseitigkeiten es habe. Mit andern Worten: wir Ausländer versuchen mit der einheimischen Bevölkerung zusammen zu entdecken, wie eine bodenständige, vom Volk her geprägte Kirche aussehen müßte. Das bedeutet konkret:

- a) Neben Kursen für bestimmte Mitglieder auch Kurse für ganze Basisgemeinschaften. Dies bedeutet eine größere Wende als es auf den ersten Blick scheinen mag.
- b) Neben Kursen für Alphabetisierte auch Kurse für Analphabeten bzw. Kurse ohne ein geschriebenes Wort. Auch dies ist bei der offiziellen Diskriminierung der Analphabeten wichtiger als ein Außenstehender denkt. Alle diese Kurse werden von den Teilnehmern sehr aktiv mitgestaltet. Das gibt uns Gelegenheit, die Mentalität und den Sprachgebrauch des Volkes, der oft sehr stark vom offiziellen Sprachgebrauch abweicht, besser kennenzulernen. Das

Volk selbst beginnt in diesen Kursen, sich seiner Situation und seiner Probleme bewußt zu werden und lernt langsam, das instinktiv Gefühlte auch in Worten auszudrücken. Wir glauben nicht, wie einige antikolonialistische Gruppen im heutigen Südamerika, das Volk besitze bereits das reine Evangelium. Dieses müsse nur entdeckt und freigelegt werden. Wenn wir jedoch meinten, wir müßten das Volk mit dem Evangelium konfrontieren, gerieten wir auf Umwegen, ohne es zu merken, wieder in das alte Fahrwasser. Unsere Aufgabe ist es vielmehr, das Volk vom Maranhão dazu zu führen, sich selbst mit dem Evangelium zu konfrontieren.

- c) Der Ort, wo die Kurse abgehalten werden, ist natürlich auch nicht ohne Bedeutung. Neben Kursen in der Stadt brauchen wir auch Kurse auf den Dörfern.
- d) Das Selbstbewußtsein der Basisgemeinschaften und der sie leitenden Personen muß bewußt und dauernd gestärkt werden. Sie sollen die Denkweise und die Haltung ablegen, die jahrhundertelange Unterdrückung und Diskriminierung in ihnen geschaffen haben. Sie sollen immer selbständiger werden und immer weniger unserer Hilfe bedürfen. Den Leitern der Basisgemeinschaften sagen wir stets von neuem, daß sie es sind, die die wichtigste Arbeit der Kirche leisten. Ohne ihre regelmäßige und kontinuierliche Arbeit hätten unsere seltenen, sporadischen Besuche (2—3mal im Jahr) wenig Sinn.

2. Erlösung des ganzen Menschen

Wir betonen stark, daß die Erlösung den ganzen Menschen betreffe, und begründen damit die Verantwortung jeder Basisgemeinschaft für den sozialen Fortschritt des betreffenden Dorfes bzw. unserer ganzen Gegend. In jeder Basisgemeinschaft gibt es einen „animador social“, also einen Mann, der das soziale Bewußtsein wecken und den sozialen Fortschritt fördern soll. Abgesehen von Unglücksfällen haben die Bewohner unserer Gegend wenig Sinn für kollektive Selbsthilfe und warten lieber

jahre- oder jahrzehntelang geduldig auf Hilfe „von oben“ (vom lieben Gott; vom Bürgermeister, vom Abgeordneten, vom Gouverneur, vom Präsidenten; vom Pfarrer oder vom Bischof). Die „animadores sociais“ haben ein zu vielfältiges und weitreichendes Arbeitsgebiet (Hygiene, Krankheitsprophylaxe, Straßen, Schulen, Nachbarschaftshilfe auf breiter Basis, Verbesserung des Reisanbaus, Besitzprobleme, usw.), sie fühlen sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen und stoßen beim Volk auf wenig Verständnis. Wir haben deshalb einen Ex-Basisgemeinschaftsleiter freigestellt, um sich auf dem sozialen Sektor ein wenig spezialisieren und den „animadores sociais“ unter die Arme greifen zu können.

3. Arbeit in den Straßen der Stadt

Entsprechend den etwas verschiedenen Verhältnissen in der Stadt, sieht hier die Basisgemeinschaft etwas anders aus. Mit viel Geduld ist es uns gelungen, auf demokratischem Wege einen Reisbauern zum 1. und einen Maurer zum 2. Leiter zu wählen. Der erste Leiter hat auch die Erlaubnis, den Kranken die Kommunion zu bringen bzw. die Kommunion im Wortgottesdienst auszuteilen. Das System der „Berater“ für je 10 Familien hat in der Stadt nie richtig funktioniert. In Straßenversammlungen wurden daher „Verantwortliche der Straße“ gewählt. Die kollektive Führung (3 Verantwortliche in jeder Straße bzw. in einem bestimmten Abschnitt einer Straße) hat sich etwas besser bewährt. Zusammen mit den Leitern der Basisgemeinschaft organisieren die Verantwortlichen der Straße Versammlungen und Wortgottesdienste vor der Tür von Privathäusern.

4. Der Vorrang gilt stets dem Geringeren

Der von Christus vorgelebte Grundsatz, dem Schwächeren stets den Vorrang einzuräumen, bestimmt unsere ganze Arbeit. Mit dieser Begründung haben wir uns geweigert, jeden Sonntag in der Stadt gegenwärtig zu sein. Den Basisgemeinschaften im Innern gehört der Vorrang, weil die Stadt in jeder Hinsicht eine privilegierte Situation darstellt. Schwache Gemeinschaf-

ten, die wenig aktiv sind, bekommen deshalb nicht weniger, sondern mehr Assistenz.

5. Offene Gemeinschaften

Die Offenheit jeder Basisgemeinschaft wird von uns sehr gepflegt. Offenheit für „öffentliche Sünder“ in den eigenen Reihen, besonders die Prostituierten und die zum 2. oder 3. Mal Verheirateten, die es auf jedem Dorf gibt. Offenheit für unsere evangelischen Brüder (Assembleia de Deus = Versammlung Gottes) trotz deren Fanatismus und — zum Teil sogar mit unehrlichen Mitteln arbeitendem — Proselytismus. Offenheit für die Schwierigkeiten der benachbarten Basisgemeinschaften oder der benachbarten Dörfer, die noch keine organisierte Gemeinschaft haben. Offenheit für die kirchliche und soziale Arbeit unserer ganzen Gegend, der Nachbarparreien, der Diözese, ganz Brasiliens, der Welt (soweit sich der einzelne darunter etwas vorstellen kann).

6. Brasilianisierung — Priesterweihe von Gemeinschaftsleitern

Als ausländisches pastorales Team versuchen wir, unsere eigene Arbeit schrittweise immer überflüssiger zu machen. Wir bemühen uns nicht um die Gründung neuer Basisgemeinschaften. Das ist auf unserem Gebiet — und sogar darüber hinaus — Aufgabe der bereits bestehenden Gemeinschaften. Nach Abschluß der nötigen Vorbereitungsarbeit wird die neue Basisgemeinschaft durch einen Besuch von uns anerkannt und ihr neuer — im Keim inoffiziell oft schon bestehender — Gemeinschaftsrat gewählt.

Wir arbeiten in unserm jetzigen Gebiet seit $3\frac{1}{2}$ Jahren. Nach weiteren 2—3 Jahren könnten wir wegziehen, um anderswo dieselbe Aufbauarbeit in Angriff zu nehmen, wenn — an diesem *Wenn* hängt alles! — die Kirche den Mut hätte, zwei oder drei unserer besten *Gemeinschaftsleiter* zu *Priestern* zu *weihen*. Unser Bischof Paschasius Rettler ist ein Vorkämpfer dieser Idee. Er hat schon vor ein paar Jahren mit Papst Paul VI. darüber gesprochen. Die diplomatische Antwort des Pap-

stes kann jeder deuten wie er will. Sie lautete ungefähr so: Wir freuen uns, daß Sie diesen Vorschlag nicht als Lösung für die Gesamtkirche, sondern als etwas vorbringen, was Sie als Lösung in der konkreten Situation ihrer Lokalkirche als richtig ansehen. (N. B. Im Norden und Nordosten Brasiliens gibt es beinahe keine einheimischen Priester. Die Lage ist von Staat zu Staat etwas verschieden, im Maranhão ist die jetzige Situation hoffnungslos. Von den gut 20 Priestern unserer Diözese Bacabal sind nur 2 Einheimische und die 4—5 Seminaristen, die die Diözese in den letzten Jahren in Regionalseminare schickte, sind alle wieder ausgetreten. Daran wird sich in absehbarer Zeit nichts ändern, wenn an den Forderungen des Zölibats und der akademischen Bildung für alle Priester weiterhin festgehalten wird.)

Vor kurzem teilten wir unser Gebiet in 8 Zonen ein und bestimmten die eifrigsten Basisgemeinschaftsleiter zu „Zonalleitern“. In einer Begegnung aller Leiter wurde der von den Zonalleitern zu leistende, subsidiäre Dienst genau festgelegt. Auch das ist ein Schritt, der u. a. das pastorale Team wieder etwas „überflüssiger“ macht.

7. Gleichgewicht zwischen Männern und Frauen

Um die traditionell wenig an kirchlicher Arbeit interessierten Männer zu gewinnen, haben unsere Vorgänger — abgesehen von der Kinderkatechetin, den Kapellenausschmückerinnen und mehreren weiblichen Freiwilligen des Gesundheitsdienstes — nur Männer in den Gemeinschaftsrat aufgenommen. Die Erfahrung hat diese Option für das Anfangsstadium als richtig bewiesen. Wir glauben jedoch, es sei bereits die Zeit gekommen, schrittweise ein größeres Gleichgewicht zwischen Männern und Frauen im Gemeinschaftsrat zu erreichen. Bei der äußerst geringen Emanzipation der Frau in diesem Erdteil ist dies kein leichtes Unternehmen. Doch prinzipiell stehen alle bestehenden „Ämter“ auch für weibliche Kandidaten offen. Wir haben auch bereits zwei weibliche „dirigentes“ oder Gemeinschaftsleiter.

III. *Porque Esperar Amanha? = Warum bis morgen warten?*

Eines der neueren Kirchenlieder trägt diesen Titel. Es geht darum, die Zeichen *unserer Zeit heute* und nicht erst morgen zu deuten. Morgen kann es bereits zu spät sein, und viel Schaden wird nicht mehr gut gemacht werden können.

Was wir im Vorhergehenden geschildert haben, ist *ein konkreteres Beispiel* unter vielen ähnlichen und andersartigen Basisgemeinschaften in Südamerika. Vieles vom Gesagten gilt nicht einmal für ganz Brasilien ja nicht einmal für unsere Nachbarparreien oder Nachbardiözesen. Trotzdem haben die damit verbundenen Probleme und deren Lösung weltweite Bedeutung für die christlichen Kirchen. Von einer Diskussion der hier berührten Probleme könnten wir uns ein Dreifaches erhoffen:

1. Das konkrete Beispiel könnte in Europa zu theologischen und praktischen Überlegungen anregen, die helfen könnten, aktuelle Probleme der europäischen Kirchen besser zu lösen. Es ist zumindest erstaunlich, und es lohnt sich, darüber nachzudenken, warum es in Brasilien möglich ist, daß dort den Laien ein *Großteil der Verantwortung* für die Kirche wirklich übertragen wird und wie dadurch ein einziger Priester mit wenig geldlichen Mitteln in die Lage versetzt wird, ein Riesengebiet nicht nur „abzugrasen“, sondern wirklich zu betreuen. Das wäre ein Dienst der brasilianischen Kirche an der europäischen.

2. Von den Stellungnahmen aufgeschlossener europäischer Theologen erwarten wir wertvolle Anregungen und Ratschläge für die weitere Entwicklung der Basisgemeinschaften in Brasilien bzw. in ganz Süd- und Mittelamerika. Auch Fragen der Kirchen der alten Welt können uns weiterhelfen. Das wäre ein Dienst Europas an der südamerikanischen Kirche.

3. Schließlich sollten diese praktischen Erfahrungen auch in Rom ernster genommen werden. Es müßten die historisch bedingten, vom Evangelium aber nicht geforderten Bestimmungen abgeschafft werden, die uns daran hindern, den eingeschlagenen Weg zu Ende zu gehen. Um einen Punkt

unter vielen herauszugreifen: Männer oder Frauen, die in und mit ihrer Basisgemeinschaft gewachsen sind und sich bereits jahrelang in der Praxis gut bewährt haben, sollten zu Priestern geweiht werden können, wenn dies die Lokalkirche für gut und notwendig erachtet. Dies sollte möglich sein, obwohl diese Männer oder Frauen bereits längst verheiratet sind, kein jahrelanges Theologiestudium machen können und wegen ihrer nomadenhaften Unbeständigkeit auch kaum — oder nicht in jedem Falle — eine lebenslängliche Verpflichtung zum Priesteramt eingehen könnten. Ob sie ihren bisherigen Beruf nach der Ordination aufgeben oder weiterführen, sollte nicht generell, sondern nach den konkreten Gegebenheiten im Einzelfall entschieden werden.

Grünes Licht für die Entwicklung einer neuen, den zeitlichen sowie den lokalen Erfordernissen entsprechenden, und daher stets wandelbaren Vielfalt der kirchlichen Ämter und der kirchlichen Basisgemeinschaften wäre ein wertvoller Dienst Roms an der Gesamtkirche.

Glosse

Josef Dreißer

Bemerkungen zu einer offenen Liturgiereform

Der Autor stellt die Frage, ob die Liturgie wieder eine „pro semper reformata“ oder — wie die Kirche selbst — eine „semper reformanda“ sein soll. Seine Fragen legen die Antwort nahe, daß eine lebendige Kirche, die sich ihres eigenen Pluralismus und der Verschiedenartigkeit der Völker, Sprachen und Kulturen bewußt ist, auch eine lebendige Weiterentwicklung der Liturgie braucht. — Mit ihren häufigen Hinweisen auf entsprechende Anpassung der

gesamtkirchlichen Texte und Ritualien weist die Kirchenleitung selbst diesen Weg. Es soll also mit diesen Bemerkungen nur aufmerksam gemacht werden, daß allzu enge Grenzziehungen im Sinn eines früheren Legalismus und Ritualismus fehl am Platz sind und daß eine Offenheit für neue Entwicklungen nicht nur in der Dritten Welt, sondern auch bei uns notwendig ist. Aber auch eine lebendige Liturgie braucht ihre Identität; eine Gemeinde muß wissen, zu welcher Feier sie sich versammelt, und sie hat vor allem ein Recht, selbst an einer lebendigen Entwicklung teilzunehmen. red

1. Unsere Kirche ist eine „ecclesia semper reformanda“ und versteht sich seit dem II. Vatikanum wieder deutlicher als solche. Die Reformbedürftigkeit der Kirche war besonders groß auf dem Gebiet der Liturgie, und so hat der Reformwille des II. Vatikanums seinen stärksten Niederschlag in einer neuen „Form“ aller Sakramente gefunden. (Da die Sakramente bewirken, was sie bezeichnen, und bezeichnen, was sie bewirken, wäre zu fragen, ob die Veränderung der Zeichen auch eine Veränderung der Wirkung bedeutet.) Nachdem jetzt für alle Sakramente neue Formen approbiert sind, hört man immer wieder, daß die Liturgiereform damit abgeschlossen sei und daß nur ein den jeweiligen Umständen entsprechendes Ausschöpfen der approbierten Formen, aber keine zusätzlichen Änderungen mehr gestattet werden können. Es stellt sich also die Frage, ob Liturgie wieder eine „liturgia pro semper reformata“ oder eine „liturgia semper reformanda“ ist.

2. Das II. Vatikanum hat der Muttersprache eine vollwertige Rolle in der Liturgie zuerkannt. Darum gibt es keine eigentliche „Kultsprache“ mehr, sondern jede menschliche Sprache ist potentielle Liturgiesprache. Nur infolge der ausschließlichen Verbindung der römischen Liturgie mit einer toten Sprache (des Latein) konnte die sakramentale Form in der „lateinischen“ Kirche für so lange Zeit fixiert bleiben. Alle gesprochenen Sprachen sind hingegen etwas Lebendiges. Sie erweitern ihren Wortschatz und ändern sich in der Inter-